

Der Sohn seines Vaters

Ein junger Mann wollte in der russisch besetzten Zone Flugblätter verteilen. Im fernen Moskau wurde er erschossen. Von Helga Hirsch

Am späten Abend des 18. Januar 2008 rief die Schwester an: "Im ZDF berichten sie über deinen Vater!" Wie elektrisiert war sie aufgefahren, als in einem Dokumentarfilm der Name Heinz Eisfeld fiel. Im April 1952 war der Vater ihres Halbbruders verhaftet worden und spurlos in der Sowjetunion verschwunden. Das Einzige, was sein Schicksal dokumentierte, war die Todesurkunde aus dem Jahr 1959: Heinz Eisfeld, verstorben am 23. Oktober 1955 in der Sowjetunion, Todesursache unbekannt.

Joachim Welti war zehn Jahre alt, als er erfuhr, dass Heinz Eisfeld sein Vater war. Der Stiefvater hatte ihn wieder einmal beschimpft und verprügelt, die Mutter ihn schützend umarmt, gestreichelt und ihm ins Ohr geflüstert: "Das ist dein Stiefvater, nicht dein Vater!" Den Zehnjährigen hatte das nicht trösten können. Wie konnte die Mutter einen Mann heiraten, der ihren Sohn ablehnte, beschimpfte, schlug und schließlich in ein Kinderheim einweisen ließ? Wie konnte sie mit einem überzeugten Kommunisten zusammenleben, wenn ihre frühere, wenn auch kurze Liebe Heinz Eisfeld als Antikommunist verfolgt worden war?

Erst später verstand Welti das Schicksal einer in Leipzig gestrandeten Flüchtlingsfrau aus Ostpreußen, die 1948 das erste uneheliche Kind geboren hatte, nachdem sie von einem russischen Offizier vergewaltigt worden war; fünf Jahre später brachte sie ein zweites uneheliches Kind auf die Welt, weil ihr Freund und Geliebter im dritten Monat ihrer Schwangerschaft spurlos in den Fängen der Stasi verschwunden war. Eine alleinstehende Frau mit zwei unehelichen Kindern von zwei verschiedenen Männern durfte Mitte der fünfziger Jahre nicht wählerisch sein, wenn sie durch eine Ehe der gesellschaftlichen Ächtung entgehen wollte.

Joachim wusste fast nichts von seinem Vater. Als Kind fragte er nicht; als in seinem fünfzehnten Lebensjahr die Großeltern starben, gab es niemanden mehr, den er hätte fragen können. Später wandte er sich an die Stasi: Wenigstens der Geheimdienst müsste doch das Schicksal seines Vaters in der Sowjetunion aufklären können. Doch statt Auskunft erhielt er eine unmissverständliche Abfuhr: "Lassen Sie die Toten ruhen, sonst gibt es Ärger!" Notgedrungen legte sich Welti eine eigene Version zurecht: Wahrscheinlich sei der Vater, obwohl bei der Verhaftung erst zwanzig Jahre alt, nach mehr als drei Jahren Haft so gebrochen und geschwächt gewesen, dass er den Lebenswillen verloren und sich aufgegeben habe.

Mit dieser Vorstellung hatte Welti jahrzehntelang gelebt. Und nun plötzlich das: Heinz Eisfeld, so zeigte es der Dokumentarfilm, sei in Moskau mit zwei weiteren Angeklagten am 23. Oktober 1952 erschossen worden und somit eines gewaltsamen Todes gestorben. Ihre Asche sei vermutlich mit der Hunderter anderer eimerweise und anonym in Massengräbern auf dem Donskoje-Friedhof entsorgt worden.

Welti war erschüttert - es gibt keinen Ort des Gedenkens, es gibt nur die Erinnerung an die würdelose Auslöschung eines Menschen und seiner Identität. Und er fühlte sich doppelt betrogen. Weder stimmte das Todesdatum, das seinen Großeltern im offiziellen Benachrichtigungsschreiben mitgeteilt worden war - sein Vater war bereits drei Jahre früher ums Leben gekommen; noch stimmte, dass die Todesursache unbekannt gewesen sei - vielmehr sollte verheimlicht werden, dass Eisfeld erschossen worden war.

Wenige Wochen später saß Welti im Wohnzimmer von Frieder Wirth in Köln, einem Zeitzeugen, der zu dem Dokumentarfilm beigetragen hatte. Mit in der Runde drei weitere ältere Herren - Freunde seines Vaters aus der Zeit, als alle noch in der thüringischen Kleinstadt Meuselwitz die Schule besuchten, alle ebenfalls Angeklagte im Prozess Nr. K-98060 vor dem sowjetischen Militärtribunal Nr. 48240 in der Potsdamer Leistikowstraße. An jenem Frühlingstag des Jahres 2008 hörte Joachim Welti zum ersten Mal die Geschichte von neunzehn- und zwanzigjährigen Jugendlichen, die mit Lager und Tod dafür bestraft worden waren, dass sie ihrer Phantasie freien Lauf gelassen und sich in jugendlichem Übermut Aktionen ausgemalt hatten, die niemals zur Ausführung gekommen waren.

Ja, sie hatten zusammengesessen bei Heinz Eisfeld, im Herbst 1950, sieben

junge Männer von der Friedrich-Engels-Oberschule, und Heinz, ein politisch interessierter und tatkräftiger Kumpel, wollte eine Widerstandsgruppe ins Leben rufen. Sie wollten gegen die Einheitslisten bei den Wahlen protestieren, gegen die massiven Reparationslieferungen an die Sowjetunion, gegen die Unterdrückung der Meinungsfreiheit. Frieder Wirth empfahl, sich Flugblätter in West-Berlin zu besorgen, entweder bei der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit oder dem Ostbüro der SPD oder dem Untersuchungsausschuss freiheitlicher Juristen. Einige meldeten Bedenken an. Wieso Flugblätter? Und warum gleich von Organisationen, die von Ost-Berlin massiv observiert und unterwandert wurden? Wäre Agitation von Mund zu Mund nicht viel besser und nicht so riskant?

Aber Frieder Wirth hatte weiter gehende Pläne. Er habe, so verriet er, eine Browningpistole vom Anfang des Jahrhunderts und mindestens eine Patrone. Damit seien weitere Waffen und Patronen leicht zu besorgen: Man müsse nur einem stadtbekanntem, strammen Kommunisten auf der Straße auflauern, ihn mit der alten Pistole bedrohen - und schon hätte man eine neue. "Ich bin auch in der Lage, einen Sprengstoff herzustellen, mit dem man das ganze Rathaus in die Luft sprengen kann." Die Mitschüler staunten. Wie denn das? "Einfach Sprengstoff mit Zündschnur im Keller des Rathauses unterbringen, die Zündschnur anbrennen und weglaufen. Dann fliegt das Ding in die Luft." Sie sahen sich als Kämpfer für Demokratie und Freiheit. Wenn es Krieg gäbe, sagte Heinz Eisfeld, der zum Führer der Gruppe bestimmt wurde, würde er auf Seiten der Amerikaner kämpfen.

Sie orientierten sich an den Oberschülern im benachbarten Altenburg, die 1949 im Umkreis von zwanzig Kilometern die Frequenz eines DDR-Radiosenders gestört hatten, als eine Lobrede zum 70. Geburtstag des "Führers der fortschrittlichen Menschheit" Josef Wissarionowitsch Stalin übertragen wurde. Doch dann nahm Hans Günter Aurich ein Pädagogik-Studium in Leipzig auf; Frieder Wirth fand Arbeit in einem chemischen Kombinat in Böhlen; und Heinz Eisfeld, dem wegen einer schlechten Beurteilung durch die FDJ das Medizinstudium zunächst verweigert worden war, konnte über die Volkspolizei doch noch das Studium an der Universität Leipzig beginnen. Die Wege der sieben gingen auseinander.

So blieb das konspirative Treffen vom Herbst 1950 das erste und einzige dieser Gruppe. Keiner der sieben hat jemals Flugblätter aus Westberlin geholt, niemand weitere Waffen erpresst, keiner das Rathaus in die Luft gesprengt. Doch am 26. April 1952 wurden alle sieben in verschiedenen Orten in der DDR von Stasi-Mitarbeitern festgenommen und der sowjetischen Besatzungsmacht übergeben. Bei den Verhören gleich in der ersten Nacht wurde klar: Die sowjetischen Vernehmer kannten nicht nur die Namen aller Teilnehmer des Treffens bei Eisfeld, es tauchte immer wieder eine weitere Person auf: Welche Beziehung haben Sie zu Fritz Humprecht? Da ahnten sie, welche Bekanntschaft ihnen zum Verhängnis geworden war.

Fritz Humprecht, Jahrgang 1930, hatte nicht zu ihrer Freundesgruppe gehört, war auch nicht auf ihre Schule gegangen, doch er hatte in Meuselwitz gewohnt und wahrscheinlich von ihrem Treffen erfahren. Irgendwann war er nach West-Berlin geflohen. Er war im Jugendheim des "Bundes deutscher Jugend" untergekommen - einer rechtsgerichteten, antikommunistischen Organisation, die vom amerikanischen Auslandsgeheimdienst unterstützt wurde - und er hatte mit der russischen Emigrantenorganisation "Narodno-Trudovoj-Sojuz" (NTS) zusammengearbeitet, dem "Bund russischer Solidaristen", der nach dem Krieg russische Kriegsgefangene rettete, die von Deutschland an die Sowjetunion ausgeliefert werden sollten.

Eines Tages im Sommer 1951 war Humprecht plötzlich wieder in Meuselwitz aufgetaucht. Heimlich, in der Dämmerung, mit Flugblättern in russischer Sprache und mit Matrizen. Ob Frieder Wirth und seine Freunde die Flugblätter - unter Umständen sogar gegen Bezahlung - in der Nähe sowjetischer Kasernen ausstreuen könnten? Frieder Wirth lehnte genauso ab wie Hans Günter Aurich; beide weigerten sich ebenfalls, die Nummern sowjetischer Militärfahrzeuge für ihn zu notieren. Humprecht erschien ihnen unberechenbar. Unter dem Druck von Verhören musste er sie und ihre Freunde später dennoch als Kontaktpersonen und Mitstreiter genannt haben. Nur gut zwei Monate nachdem er selbst am 14. Februar 1952 in Ost-Berlin verhaftet worden war, wurden auch alle sieben Teilnehmer des Treffens bei Eisfeld festgenommen.

Als Humprecht am 17. Mai 1952 zum Tode verurteilt wurde, saß Aurich schon im Gefängnis der sowjetischen Staatssicherheit MGB (einst NKWD) in Potsdam. Die junge Frau aus der Nachbarzelle hatte ihn per Klopfzeichen über das Urteil informiert. Einen kurzen Moment war Aurich paralysiert.

Nie waren die Jugendlichen bis dahin auf die Idee gekommen, "läppische Sachen" wie die Weitergabe von Flugblättern könnten mit einem Todesurteil bestraft werden. Zwar hatte es sie schockiert, als zwei Jahre zuvor ihr Gegenwartskundelehrer verhaftet worden war. Doch sein tragisches Ende war ihnen nicht bekannt. Weder hatten sie von seinem Todesurteil und erst recht nicht von dessen Vollstreckung erfahren.

Und nun das: Todesstrafe für Humprecht. Noch immer wollte Aurich sich der Gefahr nicht bewusst werden, die auch ihm und seinen Freunden drohte - und schnell fand er einen Grund für Entwarnung. Hatte die Zellennachbarin nicht auch geklopft: "Er wurde begnadigt"? Dieser Satz setzte sich jedenfalls in seinem Kopf fest, an ihn wollte er glauben, ließ er doch einen Ausweg offen. Denn eines hatte er schon in Potsdam gelernt: Gleichgültig ob schuldig oder unschuldig - mit 25 Jahren müsse im MGB-Gefängnis jeder rechnen. "Aber nach allzu langer Zeit", so die Frau aus der Nachbarzelle, "sind wir alle wieder frei." An dem Strohalm eines guten Ausgangs "trotz alledem" hielt er sich noch wochenlang fest. Dass Humprecht ebenfalls ein tragisches Ende nahm und in Moskau erschossen wurde, hat Aurich damals ebenfalls nicht erfahren.

Auch Frieder Wirth hielt es für ausgeschlossen, dass sie für Taten, die sie gar nicht begangen hatten, mit mehrjähriger Haft oder gar mit dem Tod bestraft werden könnten. Er wollte das Verfahren nicht ernstnehmen, obwohl ihm die Haftbedingungen zusetzten. Am schlimmsten, sagt Frieder Wirth, war die Einzelhaft: Wenn er nach mehrstündigen nächtlichen Verhören völlig zerschlagen in die Zelle zurückkehrte, aber gleich anschließend von sechs Uhr morgens bis 22 Uhr abends wach bleiben musste, sich nicht auf die Pritsche legen und kein Auge zudrücken durfte, sich auch mit niemandem unterhalten und mit nichts beschäftigen konnte. Es gab kein Buch, kein Papier, keinen Bleistift. Er lief nur, setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen: fünf Schritte hin, fünf Schritte zurück. Und seine Gedanken drehten sich im Kreis. Was sollte er im Verhör sagen? Sollte er bestätigen, was die anderen angeblich schon zugegeben hatten? Oder gab er "ihnen" damit neues Material? Sollte er gänzlich schweigen, oder riskierte er damit, noch öfter des Nachts zum Verhör geholt zu werden und noch länger mit dem Gesicht zur Wand stehen und mit der Stirn ein Blatt festhalten zu müssen?

Schlimm, sagt Frieder Wirth, war es auch im Karzer: nur mit einer Unterhose bekleidet in einem Raum von etwa einem Quadratmeter, notgedrungen aufrecht stehend, auch wenn ihm eine gleißende Glühbirne direkt vor den Augen baumelte. Fußboden und Wände waren nass, jede Berührung ließ ihn noch mehr vor Kälte erstarren. Wie lange er so stehen musste? Woher soll er das wissen? Es waren Ewigkeiten am Rande der Ohnmacht.

Schlimm, sagt Hans Günter Aurich, waren auch die Verhöre. Wenn er nachts aus dem Tiefschlaf gerissen, mit rückwärts verschränkten Armen in das Nebengebäude geführt und immer wieder zu denselben Vorwürfen befragt wurde. - Woher stammte die Pistole? - Wo haben Sie Flugblätter verteilt? - Wer war der Führer Ihrer antisowjetischen Gruppe? Nacht für Nacht dieselbe Prozedur mit teilweise wechselnden Vernehmungsoffizieren: Welche terroristischen Anschläge haben Sie geplant? Welche Spionagenachrichten weitergegeben? Wer gehörte zu Ihrer Gruppe?

Aurich war schließlich so übermüdet, ausgelaugt, erschöpft, dass er Protokolle unterschrieb, in denen er zugab, was er gar nicht gesagt oder getan hatte. "Gestehe so wenig wie möglich", hatte ihm sein Zellennachbar geraten, "aber versuche nicht, den Helden zu spielen." Aber wo lag die Grenze, was zuzugeben hinnehmbar schien? Konnte nicht jedes Argument gegen sie gerichtet werden? Und wo lag die Grenze, was zuzugeben verwerflich schien, weil es seine Freunde belasten und ihn in Konflikt mit seinem Gewissen bringen könnte?

Nach zwölf Wochen fand der Prozess statt: ein Geheimprozess mit drei Militärrichtern des Militärtribunals des Truppenteils Nr. 48240 aus Berlin-Lichtenberg, die anzureisen pflegten, wenn mit Todesstrafen zu rechnen war. Rechts und links an der Frontseite des "Gerichtssaals" die Porträts von Lenin und Stalin. Mit rotem Tuch bespannt die Wände, mit rotem Tuch überdeckt der lange Richtertisch, der von Posten mit Maschinenpistolen im Anschlag flankiert wurde. Gleichgültig, ob in der Haftanstalt am Demmlerplatz in Schwerin, in der Bautzener Straße in Dresden oder im "Roten Ochsen" in Halle - überall wurde dieselbe Kulisse aufgebaut, überall dasselbe Verfahren abgespult. Verteidiger waren genauso wenig zugelassen wie Entlastungszeugen, eine Berufung war nicht vorgesehen. Selbst wenn Dolmetscher anwesend waren, konnten die Angeklagten dem Prozess nur selten folgen. Die Urteile würden meist nach fünfzehn bis zwanzig Minuten verkündet. In der Regel standen sie schon vor Verhandlungsbeginn fest.

Endlich sah Aurich hier die Freunde wieder, alle mit eingefallenen Gesichtern und kahlgeschorenen Köpfen. Anstelle der ursprünglich mit ihnen verhafteten Rolf H. und Dieter Sch. tauchte zu seiner Überraschung aber ein ihm völlig Unbekannter auf, der sogar zum Führer der Gruppe stilisiert wurde. Und da war noch sein Freund Ulrich Kilger, der am Treffen bei Eisfeld gar nicht teilgenommen hatte. Es gab nur eine Erklärung: H. und Sch. hatten sich durch Zusammenarbeit mit dem sowjetischen Geheimdienst freigekauft. Die Gruppe war durch zwei andere Angeklagte einfach wieder auf sieben Personen aufgefüllt wurden.

Glücklicherweise waren H. und Sch. bei früheren Unternehmungen der Oberschüler nicht dabei gewesen. So war ihnen verborgen geblieben, dass Aurich und seine Freunde geraume Zeit Flugblätter verteilt hatten, die ihnen ihr Gegenwarts-kundelehrer aus Altenburg zugesteckt hatte. Und dass sie antikommunistische Literatur hatten zirkulieren lassen - von antifaschistischen Autoren wie Arthur Koestler ebenso wie von nationalkonservativen Autoren wie Edwin Erwin Dwinger. Auch Ulrich Kilger, so stellte sich später heraus, hatte während der Verhöre ein Angebot zu Spitzeldiensten erhalten. Doch Kilger ließ sich nicht darauf ein.

Um die Urteile zu fällen, genügten dem Gericht allerdings schon das Treffen bei Eisfeld und die Bekanntschaft mit Humprecht. Die Anklage lautete auf Bildung einer illegalen, antisowjetischen Gruppe, Spionage über sowjetische und nationale Polizeitruppen, Verteilung von antisowjetischen Flugblättern, Vorbereitung terroristischer Aktionen. Frieder Wirth wurde zusätzlich des illegalen Waffenbesitzes beschuldigt. Die langen, grotesk zusammengezimmerten Ausführungen des Gerichtsvorsitzenden zu den Anklagepunkten füllten den ersten Verhandlungstag über die Mittagspause hinaus bis in den späten Nachmittag. Am zweiten Tag fand die "Anhörung" der Angeklagten statt, wobei ausschließlich die durch Schlafentzug und psychischen Druck erzwungenen und protokollarisch festgehaltenen Aussagen bestätigt werden sollten. Widersprüche wurden ignoriert. Am dritten Verhandlungstag erfolgte die Urteilsverkündung: Heinz Eisfeld - Tod durch Erschießen. Frieder Wirth - Tod durch Erschießen. Heinz Baumbach - Tod durch Erschießen. Helmut Paichert - Tod durch Erschießen. Helmut Tisch, Ulrich Kilger und Hans Günter Aurich - 25 Jahre Freiheitsentzug im "Besserungsarbeitslager".

Aurich schoss das Blut in den Kopf, Heinz Eisfeld war leichenblass. Noch einmal griff er auf den schützenden Verdrängungsmechanismus zurück. "Das gibt vierzehn Tage Einzelhaft", sagte er, sich und den anderen nach einer Schrecksekunde Mut machend. "Und anschließend werden wir begnadigt." Doch als ein Rotarmist die vier zum Tode Verurteilten abführte, waren sich die Zurückbleibenden nicht mehr sicher, ob sie Eisfeld und die anderen drei jemals wiedersehen würden.

Von nun an waren sie getrennt: die Todeskandidaten und die Kandidaten für die Lager. Frieder Wirth und Heinz Eisfeld saßen zusammen in einer Todeszelle. Und waren trotz alledem fast glücklich, denn endlich waren sie nicht mehr alleine. Sie besprachen, was sie nach der Verhaftung erlebt hatten, höhnten über Vernehmer und Wachposten, lachten überdreht über absurde Situationen, erzählten sich gegenseitig Filme, die sie irgendwann einmal gesehen hatten, und tauchten unter in anderen, schöneren Welten. Nur selten sprachen sie über die Urteile und beruhigten sich gegenseitig: "Was nützen denen tote Leute? Wir müssen ein paar Jahre arbeiten, dann geht es zurück nach Hause." Wenn "die" uns eine solche zynische Farce vorspielen, dachte Wirth zudem in einer Mischung aus Wut und Arroganz, werde ich ihnen ebenfalls eine Farce vorspielen. "Ich bedaure, so große Schuld auf mich geladen zu haben", schrieb er, einem ungeschriebenen Drehbuch folgend, in selbstbezüglichem, unterwürfigem Ton in seinem Begnadigungsgesuch an den Obersten Sowjet. "Mein Verhalten lässt sich allein aus meiner Jugend erklären. Bitte ändern Sie mein Todesurteil in eine Freiheitsstrafe um."

Wenigstens das war ihnen noch vergönnt: Gut drei Monate bis zum 21. Oktober blieben Wirth und Eisfeld zusammen. Gemeinsam kamen sie auf dem Potsdamer Bahnhof in den Postwagen eines Gefangenenzuges, der von der Sonne so aufgeladen war, dass alle Häftlinge nach einer halben Stunde splitternackt in den Abteilen saßen. Gemeinsam verbrachten sie in Brest-Litowsk eine Nacht in einer Zelle mit weiß bezogenen Betten und einem Tisch mit eingeritztem Schachbrettmuster, so dass sie sich wie im Hotel fühlten. Gemeinsam kamen sie in Moskau in eine Haftanstalt aus dem Jahr 1782, von der Wirth erst später erfuhr, dass es sich um die berühmte Butyrka handelte. Dann wurde Frieder Wirth mitsamt seinen wenigen Habseligkeiten aus der Zelle gerufen und in einen anderen Trakt verlegt. Er war begnadigt worden. Heinz Eisfeld hingegen, sein guter Freund,

der lebenslustige Kumpel, blieb zurück - und wurde zwei Tage später, einen Tag vor seinem 21. Geburtstag, erschossen.

Zwischen 1945 und 1955 sind 20 000 bis 25 000 Deutsche in sowjetische Gefängnisse und Straflager des GULag verbracht worden. Von etwa 3000 Todesurteilen wurden 2000 vollstreckt. Allein in der Butyrka befanden sich unter insgesamt 7000 Erschossenen 913 Deutsche.

Das war die neue Version, die nach dem Gespräch im Wohnzimmer von Frieder Wirth in Joachim Weltis Seele eine fast vernarbte Wunde wieder aufriss. Dennoch war er auch dankbar. Nie zuvor hatte er so viel über Heinz Eisfeld erfahren. Und nie zuvor war ihm so bewusst geworden, dass er der Sohn ebendieses Vaters ist, auch wenn er ihn niemals gesehen hat. So wie der Vater hat sich der Sohn der DDR widersetzt. Er ging nie zu den Pionieren und trat nie in die FDJ ein. Im Betrieb weigerte er sich, Mitglied des FDGB und der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft zu werden. Wie der Vater träumte der Sohn von Freiheit und Demokratie in einem Land, in dem er ein selbstbestimmtes Leben führen könnte, und wie der Vater geriet der Sohn mit der Staatsmacht in Konflikt.

Das erste Mal ergriffen sie ihn in der Nähe von Magdeburg. Da war er fünfzehn Jahre alt und auf dem Weg zur Grenze. Zur Strafe wurde er in einen Jugendwerkhof gesteckt. Beim zweiten Mal versuchte er es mit einem Kollegen, diesmal über die grüne Grenze bei Helmstedt; da war er sechzehn und immer noch minderjährig. Als er in betrunkenem Zustand Fahnen anzündete, mit denen sich Leipzig für den Nationalfeiertag am 7. Oktober geschmückt hatte, galten keine mildernden Umstände mehr. Für 19 Monate kam Welti hinter Gitter. Den nächsten Versuch zur "Republikflucht" im Jahre 1973 bezahlte er mit drei Jahren und sechs Monaten Haft im Zuchthaus Waldheim. Erst im vierten Versuch klappte, was er nach zahllosen, immer negativ beschiedenen Ausreisearträgen gehofft und ersehnt hatte: Er wurde freigekauft. Seit 1984 lebt Joachim Welti am Rande des Schwarzwalds.

Die Hoffnung, im Westen mehr über das Schicksal seines Vaters herauszufinden, verlor er bald. Wo sollte er nach mitangeklagten Überlebenden suchen, deren Namen oder deren Wohnorte er nicht kannte? Wie sollte er das Schicksal von Zivilgefangenen aufklären, deren Akten der sowjetische Geheimdienst unter Verschluss hielt? Erst viele Jahre nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems, als die Archive geöffnet worden waren, die deutsche Öffentlichkeit endlich Interesse zeigte und das Fernsehen über die Deportation von Zivilgefangenen berichtete, fand er Aufklärung durch die überlebenden Leidensgenossen seines Vaters.

Noch bis 1955 hatten sie ausharren müssen in den Kohleschächten von Workuta, wo der Winter drei Viertel des Jahres füllte, die Temperaturen auf minus 50 Grad fielen und bis minus 38 Grad über Tage gearbeitet werden musste. Sie hatten auf dem Appellhofplatz antreten müssen, um im März 1953 des verstorbenen großen Führers Stalin zu gedenken, dessen Terror bis in die DDR reichte. Sie hatten Hoffnung geschöpft, als sie im Dezember 1953 das erste Mal nach Hause hatten schreiben dürfen und Anfang Januar 1954 die ersten Pakete erhielten. Und sie hatten die Arbeit verweigert, sobald sie Anfang 1955 auf "Etappe" geschickt worden waren - auf einen monatelangen Weg zurück nach Hause. Der Besuch Bundeskanzler Adenauers im September 1955 in Moskau war der Durchbruch: 10 000 deutsche Kriegsgefangene und 20 000 verschleppte und verurteilte Zivilisten durften zurückkehren. Aurich war im ersten, Wirth im letzten Transport aus ihrem Zwischenlager in Suchobeswodnoje bei Gorki.

Kurz nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion reichten sie ihre Anträge auf Rehabilitierung ein, und am 24. Januar 1996 wurde ihrem Antrag in der Strafsache Nr. K-98060 vor dem sowjetischen Militärtribunal Nr. 48240 stattgegeben. Seit dem Treffen in Köln im Mai 2008 hält Joachim Welti eine Kopie des Schreibens in den Händen, das seinen Vater für unschuldig erklärt.

Später fuhr Welti mit Frau und Sohn nach Meuselwitz, um die Stätten der Kindheit und Jugend seines Vaters zu erkunden und um dort, wo in seiner Geburtsurkunde "ohne Vater" stand, den Namen Heinz Eisfeld einsetzen zu lassen. Auch von Amts wegen sollte die Vaterschaft festgehalten werden.

Zu seiner großen Überraschung brauchte er nichts mehr nachzuweisen - die Abstammung war bereits bezeugt. Großvater Eisfeld hatte 1959 nicht nur den Tod seines Sohnes Heinz gemeldet, er hatte Heinz auch als Vater seines Enkels Joachim eintragen lassen. Joachim Welti war tief berührt.

Hatten sie bis zu ihrem Tod auch nicht viel für ihn tun können, so haben die Eltern seines Vaters doch immer zu ihm gehalten.